

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 41

Artikel: Die Drei
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 15. Oktober 1921

Herbstgefühl.

Von Emanuel Geibel.

O wär' es bloß der Wange Pracht,
Die mit den Jahren flieht!

Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht.

Daß wie der Jugend Ruf verhallt
Und wie der Blick sich trübt,

Die Brust, die einst so heiß gewallt,
Vergißt, wie sie geliebt.

Ob von der Lippe dann auch kühn
Sich Wit und Scherz ergießt,

's ist nur ein heuchlerisches Grün,
Das über Gräbern spricht.

Die Nacht kommt, mit der Nacht der Schmerz,
Der eitle Schimmer bricht;
Nach Tränen sehnt sich unser Herz
Und findet Tränen nicht.

Wir sind so arm, wir sind so müd',
Warum, wir wissen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück ist Traum.

Die Drei.

Ein Bild von Ernst Zahn.

1.

Das kleine, weit außerhalb des Dorfes Heimsbach an der Landstraße stehende Haus war ganz eingesponnen in Kapuzinerranken. Sie waren rings um die Mauern gezogen und hingen von den Fenstern in allen Tönen vom hellsten Goldgelb bis zu tiefsten Sammetbraun. Das Haus stand da wie die Bild gewordene Freundlichkeit. Sie schaute ihm aus den sauberen Fenstern, und wer mit der Sonne durch diese in die Stuben guckte, gewahrte blitzblank geschewerte Tannenböden, viel schneeweißes Häckelspizenwerk auf Betten, Ruhebett, Kommoden, dem gepolsterten Lehnstuhl, und allerlei künstliche und natürliche Blumen in altmodigen Vasen, die in die Räume dieselbe frohe Buntheit trugen, die das Haus von außen zeigte.

Drei Frauen wohnten hier, die Frieden mit sich und der Welt hatten, von ihr nichts wollten, ja so einsam lebten, daß sie selbst in's Dorf hinein sich nur begaben, wenn sie irgend einen dringenden Einkauf zu machen hatten. Das würde ihnen wohl mancherorts übel verdacht und mit dem Namen Sonderlinge bezahlt worden sein. Die Heimsbacher hatten aber in all den Jahren gelernt, daß die Witwe ihres einstigen Pfarrers Frau Christine Bucher, ihre ebenfalls verwitwete Tochter Anna und die sechzehnjährige Wilma, das Kind eines verschollenen Sohnes und Bruders, Menschen waren, denen sich beim besten Willen nichts Uebles nach-

sagen ließ, und es ging daher kein Dörfler am Hause vorbei, ohne einen wohlgefälligen Gedanken hinein zu senden.

Frieden hatten die drei Frauen gehabt, einen jahrelangen, wunschlosen Frieden, wie er nach mancherlei Stürmen und Sorgen erkaufte wird. Die Tochter Anna war nach einer mehrjährigen kinderlosen Ehe mit einem städtischen Beamten, die junge, schwarzbraune Wilma als wegverlorene Waise aus Welschland in das Haus der Mutter und Großmutter zurückgekehrt. Die stramme und tätige Anna Kraft übernahm die Führung des Hauswesens. Frau Christine, eine fromme Frau, die sich aber im Herzen ihre Kirche ausgerichtet hatte, seit ihr Mann das Dorfgotteshaus und sie selbst verlassen, hatte ihre Kinder als ihren einzigen Lebensbesitz in hoher, stiller, fast heiliger Liebe gehalten, und als der Sohn verloren ging, sein Teil auf sein schlankes Tochterlein mit den großen, frühesten dunklen Augen übertragen. Umgekehrt liebten Tochter und Enkelin sie nicht nur um der Zuflucht willen, die sie ihnen bot, sondern aus tieferen und sich immer mehr vertiefenden Ursachen. Frau Christine besaß trotz ihrer hohen Siebenziger Jahre, ein jungfräuliches Gemüt, in ihrer schlanken, zierlichen Gestalt eine anmutvolle Beweglichkeit und in ihren Runzelhänden eine merkwürdige Geschicklichkeit. Sie versah im Hause Schreiner und Schneider, Maler und Koch, kurz war ein Allerwelthelfer. Das Beste aber blieb, daß sie nicht nur die Händehilfe ver-

stand, sondern mehr noch die Herzenshilfe und mit Rat und Liebe ihren zwei Hausgenössinnen unentbehrlich wurde.

„Wenn Mutter stirbt, will ich auch nicht mehr leben,“ sagte manchmal Frau Anna und in ihrem runden, feingewangigen Gesicht stand dabei eine Hilflosigkeit, die zu ihrer Breitschultrigkeit, ihren kräftigen Armen und rüstigen, sonst so entschlossenen Wesen in merkwürdigem Gegensatz stand. Solche Rede verwies ihr die Mutter zwar jedesmal ernstlich, indem sie sagte: „Was sollte dann aus Wilma werden?“ Dann sahen sich alle drei Frauen an, lächelten, und glitten über die Furcht vor dem, was doch einmal kommen mußte, mit der Sorglosigkeit der Glücklichen hinweg.

Frau Anna hielt den Garten in Ordnung, besorgte das Holzhaufen, Kartoffelgraben, kurz alle Schwerarbeit. Es war eine Freude, sie Spaten oder Beil handhaben zu sehen. Der Haut der weißen Arme gab die Luft einen leisen Unterton von Braun, die Muskeln härteten sich, und Frau Anna meinte, sie würde es schon mit einem Mann aufnehmen, wenn einer einmal versuchen sollte, mit böswilliger Absicht in das Haus einzudringen.

Und da war nun noch die kleine Wilma. Sie hatte im Haushalt keine bestimmte Aufgabe und ging doch überall bald der Großmutter, der sie den Mutternamen gab, wie der Tante an die Hand, und war ihnen das sanfte Licht, das Stuben und Leben wohnlich und warm machte. Seit sie konfirmiert war, hatte sie die Schule verlassen, die Schule und damit auch den Kreis der Gespielen, von denen niemand ihr näher gestanden.

Die drei Menschen lebten in ihrem Kapuzinerhäuschen wie auf einer Insel. Wenn sie abends unter der Lampe in der behaglich schlichten Wohnstube saßen, alle drei mit Handarbeiten beschäftigt, sprachen sie manchmal von ihrer Einsamkeit. „Wie es wieder still und gemütlich ist,“ begann wohl die Greisin das Gespräch. Sie war immer lebhafteren Geistes als die beiden andern.

„So, allein ist es am besten,“ antwortete ihr Frau Anna.

„Am uns kümmert sich niemand. Niemand kommt zu uns. Wir brauchen keinen,“ redete Frau Christine weiter über die klappernden Stricknadeln hinaus.

Wilma saß auf dem Klavierstuhl, den Rücken dem Instrument zugedreht. Sie hatte ein schmales, feines Gesichtlein, dem die schwarzbraunen, langen um den Kopf gewundenen Zöpfe ein lieblicher Rahmen waren. Es fiel ihr schwer, auszusprechen, was in ihrer Seele war. Aber ihre ernsthaften Augen begegneten denen der Großmutter und sagten ihr, daß sie sich nichts Besseres wünschte als die Gegenwart.

Nach einer Weile forderte Frau Christine sie wohl auf, etwas zu spielen. Dann ließ sie die Hände, die so klein waren, daß sie die Oktaven kaum zu spannen vermochten, über die Tasten gleiten. Ihr Spiel war voll Innigkeit.

„Mebe nur recht fleißig,“ mahnte wohl nachher die Großmutter. „In der Jugend muß man etwas haben, woran man sich freuen kann.“

Draußenn wehte der Wind. Manchmal tönten das Anarren eines Wagens, auch nur die dumpfen Schritte

eines Fußgängers in die Stubenstille herein. Die drei aber saßen und manchmal schaute eines auf und das andre an und lächelte.

2.

Das war nun ein großer, leidvoller Schrecken. Frau Anna mußte sich bei dem rauhen Herbstwetter im Garten draußen erkälten haben. Sie legte sich eines Abends mit schweren Fiebern zu Bett. Die Großmutter ordnete allerlei Hausmitteln an, aber nach zwei Tagen setzte eine so heftige Krankheit ein, daß die Berufung eines Arztes nicht länger hinausgeschoben werden durfte. Dieser kam und schüttelte den Kopf. „Eine böse Geschichte,“ sagte er bedenklich.

Als Frau Christine in der ersten Nacht an Frau Annas Lager saß, die Fieberrosen auf ihrem tapferen Gesicht immer tiefer erglühn und die Kranke sich rastlos von einer Seite auf die andere werfen sah, faltete sie die Hände, die vor viel durchlebtem Leid redeten, und sprach in ihrer stillen Weise mit Gott. Und sie erinnerte sich des zeitweiligen Ausspruchs ihrer Tochter, daß jene nicht am Leben bleiben wolle, wenn sie, Frau Christine, sterben sollte. Wie aber nun, wenn Frau Anna — — Und Wilma fiel ihr ein, die noch jung und weltunkundig war. Sie selbst aber hatte noch nie wie jetzt an ihr hohes Alter gedacht. Plötzlich und zum ersten Mal begann ihr vor ihrer Weltabgeschiedenheit zu bangen. In ihrem Drang nach Zurückgezogenheit, so dachte sie, hatten die drei Frauen es nun glücklich zuwege gebracht, daß sie keine verwandte Seele mehr hatten.

Draußen rauschte der Regen. In Strömen brach er aus dem sternlosen Nachthimmel und fiel in die Bäume des Gartens. Es war ein unablässiges Quellen und Träufeln, und dabei spürte die Krankenwärterin, wie es kälter und kälter wurde und zog das wollene Tuch fester, das sie um Rücken und Schultern geschlungen trug. Nach einer Weile stand sie auf und schritt auf lautlosen Hausschuhen nach Wilmas Zimmer, dessen Türe nur angelehnt war. Dort drehte sie das Licht auf. Des Mädchens dunkler Kopf lag vom einen weißen, nackten Arm umrahmt, anmutig und kindlich in den Rissen. Ihr Schlaf war tief und sorglos. Die Hände der alten Frau zitterten. Wie, wenn eines Tages das Kind dort allein in der Welt blieb! Aber sogleich begann sie mit der Gefahr sich auseinanderzusetzen und gedachte eines Freundes ihres Mannes, der eine Pfarrei in der französischen Schweiz inne und immer junge Leute in seinem Hause hatte. Ihn wollte sie angehen, daß er Wilma aufnehmen und ihr eine Brücke in's Leben hinaus bauen möge. Und ihr Herz schlug dann ruhig, fast kühl, wie es immer getan, wenn das Unglück auf sie niedergeschmettert war.

Am Morgen kam der Arzt. Es stand schlimm um die Kranke.

Wilma richtete die Augen voll banger Furcht auf die Großmutter. „Was meinst du?“ fragte sie.

„Wenn Gott will, wird sie wieder gesund,“ antwortete jene.

Ihre Gefahrtheit aber gab Wilma Mut. Und sie ging in den Garten hinab, um die späten Birnen vom Baum zu holen, die die Tante noch hatte pflücken wollen.

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war noch nicht völlig klar, aber sein Blau leuchtete mit einem neuen, tiefen Glanz und die vielen, weißen Wolken darin waren wie von köstlicher Seide. Die leise, klare Herbstsonne übergieß das viele sterbende Laub, das an den Bäumen hing und die Wege bedeckte, und die sich tapfer wehrenden Kapuzinerblüten mit einem reinen, zärtlichen goldenen Schimmer. Hier außen schien es auch Wilma, daß es mit der Kranken doch nicht zum Schlimmen kommen könne. Während sie Birne um Birne abnahm und ihr eine immer größer und schöner als die andere schien, freute sie sich erleichterten Herzens schon darauf, Großmutter und Tante den Reichtum zu zeigen.

Um zu den oberen Früchten zu gelangen, mußte sie eine kleine Doppelleiter anstellen. Eben hatte sie diese bestiegen, als aus dem Walde drüben ein Reiter brach. Die Straße war diesen Morgen wenig begangen. Das junge Mädchen schaute nach dem Fremden aus, wandte sich aber bald ihrer Arbeit wieder zu.

Der Reiter näherte sich, hielt am Garten seinen reich aufgezäumten Schimmel an und fragte: „Ich bin doch recht hier auf dem Wege nach Heimsbach?“

„Gewiß,“ antwortete Wilma. Sie hielt eine große, gelbe Birne in Händen.

Der Fremde erblickte diese und ihr junges Gesicht im Schmuck des reichen, dunklen Haars. „Welch schönes Obst!“ rühmte er und machte nicht Miene, weiter zu reiten.

Sie sah ohne Scheu auf ihn nieder. Wie das Riemenzeug seines Pferdes, so trug sein eigenes Äußere, das knappe, graue Beinkleid, das schwarze Samtwams und die Mütze ein vornehmes Gepräge. Sein bleiches, nicht mehr ganz junges Gesicht, von dessen hohen Stirn dunkles Haar in weichen Strähnen zurücktrat, hatte mit seinen scharf und fein geschnittenen Zügen etwas Fremdartiges, Eindrucks-mächtiges. Wilma stieg eine Leitersprosse tiefer und fand es höflich, ihm die Birne anzubieten: „Wollen Sie kosten?“ fragte sie.

Er nahm, dankte und biß in die Frucht. „Köstlich,“ sagte er. Dabei drängte er sein Pferd dicht an den Gartenzaun.

„Sie wohnen hier recht einsam,“ setzte er das Gespräch fort. Sein Blick glitt langsam über die zierlich-schlanken Glieder des Mädchens, und in seiner Stimme zitterte etwas von dem Wohlgefallen, das in seinem Herzen war.

„Wir lieben die Einsamkeit,“ erwiderte Wilma. Da er einen Blick nach den Stuben drüben gehen ließ, als ob er herausfinden wollte, wer noch unter dem „wir“ zu verstehen sei, fügte sie hinzu: „Obwohl wir nur drei Frauen sind.“



Mozartkult. (Nach einem Gemälde von Otto Hersche.)

„Frauen?“ lachte er. Etwas in seinen Augen machte sie erröten.

Er legte eine schlanke Hand, von der er den Handschuh gestreift, auf das Eisengitter. „Wenn jeder, der hier vorüberzieht, wüßte, wie viel Armut hier wohnt, würde es mit Ihrer Einsamkeit wohl bald vorbei sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ursprung und Entwicklung des Schweizerhauses.

Mit dem Aufblühen der Wanderlust um die letzte Jahrhundertwende erwachte eine Art Besinnung über all das, was der in seinem Sinnen und Trachten industriell-mechanistisch gerichtete Mensch des 19. Jahrhunderts in die freie Natur gestellt hatte. Aus dumpfen Gassen stumpfsinniger Mietskasernen kommend, bewunderte und schätzte der Städter urwüchsige Bauart, wie er sie in noch nicht verdorbenen Bauerndörfern und in den abgelegenen Alp-tälern vorfand. Er empfand blechernde Plafate, wie sie z. B. am Schiffsfahrtskanal bei Interlaken stehen, als häßlich. Er bedauerte es, wenn in einem Alpdorfe ein Hotelbau die bodenständige Harmonie der Wohnhäuschen, Ställe und Speicher störte, wie z. B. in Zermatt oder in Rippel. Den Sinn für das Urwüchsige, aus der Entwicklung gerechtfertigte und aus geschmacklich besseren Zeiten Stammende unterstützten Bewegungen wie die des Heimatshuges, der Volks-